

Vortrag in der Ringvorlesung, 21.10.03

Der Philosophie-Studierende als Wissenschafts-Profi¹

1. Einleitung

Diese Vorlesungs-Sitzung ist im Rahmen der Einführungsvorlesung eine Premiere. Sie sind der erste Jahrgang, der in dieser Vorlesung etwas zur wissenschaftlichen Methodik hört. Was ich sagen möchte, gliedert sich in drei Teile:

- 1) Ich möchte zunächst erzählen, wie es zu dieser Vorlesung gekommen ist. Das ist leider zunächst etwas destruktiv, aber ich hoffe, es lässt sich daraus auch etwas aufbauen.
- 2) Ich möchte versuchen, die Aktivität des wissenschaftlichen Arbeitens mit Hilfe eines Schlagworts aus dem 18. Jahrhundert zu erläutern. Es lautet: Gerichtshof der Vernunft. Dabei werden wir kurz in einige noch weit ältere Texte schauen. Das wird der längste Teil.
- 3) Ich möchte – ausgehend vom Ausspruch eines Philosophen wiederum aus dem 18. Jahrhundert – einen ganz elementaren Leitfaden für das wissenschaftliche Arbeiten entwickeln. Ich hoffe, dass er Ihnen konkret helfen kann, demnächst während der Arbeit die Frage zu beantworten: Mache ich das hier eigentlich gerade richtig?

2. Warum diese Vorlesung?

2.1. Das Problem des Plagiats

Zunächst komme ich zur Vorgeschichte dieser Vorlesung. Wir – gemeint sind die Dozenten des Instituts für Philosophie – haben ein Problem: Plagiat. Ein erheblicher Teil der am Institut für Philosophie eingereichten Hausarbeiten besteht ganz oder zum großen Teil aus nicht gekennzeichnetem fremden Text. Viele Hausarbeiten werden heute mit der Kopiertaste erstellt, z.B. unter Benutzung der Internet-Seite hausarbeiten.de oder ähnlicher Seiten.² Oft findet man auch seitenlange wörtlich übernommene und nicht gekennzeichnete Passagen aus der gedruckten Sekundärliteratur.

Nun könnte man sagen: Das ist kein großes Problem. Dieses Verfahren fällt schließlich jedem, der ein wenig Erfahrung im Lesen von Hausarbeiten hat, sofort auf, und zwar aus zwei Gründen:

- (1) Der Stil auch des begabtesten Anfängers in einer Hausarbeit unterscheidet sich vom in der Sekundärliteratur gebrauchten Stil.
- (2) ...und noch entscheidender: Die übernommenen Passagen, selbst aus einer anderen studentischen Arbeit aus dem Netz, passen nie, aber auch wirklich nie zur eigentlich zu bearbeitenden Frage.

Das stimmt, und so ist die Reaktion auch klar. Man kann zwar als Dozent nicht alle Datenbanken und alle Sekundärliteratur überblicken. Aber es ist auch nicht einzusehen, warum der Dozent in einem solchen Fall die Beweislast haben sollte, *von wo* etwas

¹ Ich danke Bertram Kienzle für die Unterstützung der Idee für diese Vorlesung und für den hübschen Titel der Sitzung. Für viele Anregungen aus dem juristischen Bereich danke ich Mechthild Strobach. Alle möglicherweise verbliebenen terminologischen Ungenauigkeiten liegen an mir.

² Wir sind nicht allein. Vgl. den Erfahrungsbericht unter

abgeschrieben wurde. Bisher bekam der Ersteller einfach die Arbeit zurück und konnte noch einmal von vorn anfangen. Das ist im B.A.-Studiengang nicht mehr so einfach möglich; der Fehlversuch wird zumindest protokolliert.

Doch das ist immer noch sehr großzügig. Denn Plagiiere ist das Schlimmste, was man als Wissenschaftler tun kann. Und als Studierende sind sie ja in dem Sinne Wissenschaftler, dass sie, spätestens ab dem zweiten Semester, wissenschaftliche Hausarbeiten verfassen. Wie schlimm Plagiat innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft ist, möchte ich noch durch zwei Beispiele verdeutlichen:

- Befänden wir uns an einer britischen oder amerikanischen Universität, so hätte ein Plagiatsversuch im Wiederholungsfall in der Regel die Exmatrikulation wegen Verstoßes gegen ein elementares Gebot des wissenschaftlichen fair play.³ Nur vor diesem Hintergrund versteht man die Aufregung darüber, dass große Teile eines britischen Geheimdienstberichts über den Irak ohne Quellenangabe aus einer studentischen Abschlussarbeit abgeschrieben waren.⁴

- Es ist in den vergangenen 15 Jahren in Deutschland zweimal vorgekommen, dass gestandenen Professoren der Philosophie von ihren Kollegen Plagiat angelastet wurde.⁵ In beiden Fällen, so der Vorwurf, ähnelten in einem Buch eine Anzahl von Seiten einem Mittelding zwischen Zusammenfassung und Übersetzung eines englischen Werks; im zweiten Fall wurde sogar in einer Anmerkung darauf hingewiesen, dass das Kapitel eine Art Bearbeitung darstellte. Die Vorwürfe waren nach zwei Wochen deutschlandweit bekannt. Die Sanktionen waren relativ milde, die Beschädigung des guten Rufs jedoch erheblich.

Plagiat ist inakzeptabel, basta, wo ist das Problem? Ein gewisses Problem könnte sein, wie sich der Dozent fühlt, wenn er feststellt: Da ist wieder ein Student, (a) der mich für so dumm hält, dass er meint, es würde nicht auffallen; (b) der mich als etwas ansieht, das der Ehrlichkeit nicht wert ist. Aber keine Sorge – wir sind hart im Nehmen.

<http://www.f4.fhtw-berlin.de/~weberwu/papers/plagiat.shtml>.

³ Man gebe in einer Suchmaschine das Stichwort „honor board“, „academic dishonesty“ oder „plagiarism“ ein und wird eine Fülle von Belegen finden. Wahllos herausgegriffen z.B. für das Knox College, Illinois:

<http://www.know.edu/honorboard.xml> („The minimum penalty for most forms of academic dishonesty is denial of credit for allwork judged in violation of the honor principle ... The usual penalty for the second offense is expulsion.“)

⁴ Das Dossier findet sich unter <http://www.number-10.gov.uk/output/page1470.asp> oder durch Eingabe seines Titels „Iraq – Its Infrastructure of Concealment, Deception and Intimidation“ in eine Suchmaschine. Ca. zwei Drittel des Texts wurden übernommen aus: Ibrahim al-Marashi, Iraq's Security and Intelligence Network: A Guide and Analysis, in: Middle East Review of International Affairs, Volume 6, No. 3 - September 2002, zugänglich im Internet unter: <http://meria.idc.ac.il/journal/2002/issue3/jv6n3a1.html>. Vgl. auch den Kommentar der Redaktion von MERIA unter <http://meria.idc.ac.il/british-govt-plagiarizes-meria.html>. Die Vorgehensweise (Übernahme mit der Kopiertaste) und die Herkunft des restlichen Berichts (auch alles geklaut, bis auf die Übertreibungen) wird genauestens analysiert von Glen Rangwala und Mike Lewis unter: <http://www.fas.org/irp/news/2003/02/uk020603.html>.

⁵ Zum ersten Fall vgl. Marion Soreth, Dokumentation zur Kritik an Elisabeth Strökers Dissertation, 2., um einen zweiten Teil erw. Aufl. - Köln: P & P, 1996. Zur Verteidigung: Elisabeth Ströker, Im Namen des Wissenschaftsethos. Jahre der Vernichtung einer Hochschullehrerin in Deutschland 1990-1999. Berlin: Wissenschaftsverlag GSFP, 2000. Zum zweiten Fall vgl. (zwar tendenziös formuliert, aber recht informativ): <http://rzsunhome.rrze.uni-erlangen.de/~sgrpsve1/VS-00-03/forschne.htm>.

Deshalb ist *das* gar nicht das Problem, das uns beschäftigt hat, sondern vielmehr Folgendes: Stellt man den Ersteller eines Plagiats zur Rede, so ist erstaunlicherweise die typische Antwort, es sei ihm völlig unbekannt gewesen, dass so etwas nicht angeht. Das könnte natürlich gelogen sein. Das sind wir, wie gesagt, gewöhnt. Aber sehr oft sind die wegen eines Plagiats zur Rede gestellten Studierenden solche, denen man ihre Behauptung tatsächlich glaubt. Sie plagiierten *arglos*. Das ist schwer zu erklären. Gibt es in diesem Land wirklich Schulen, in denen man einfach das abgeschriebene Vorwort zu einer Schullektüre als Klausur abgeben kann, ohne zu erfahren, dass das nicht angeht? Ich fürchte zwar: ja. Aber ich hoffe doch, die eigentliche Erklärung liegt anderswo. Ich kann mir vorstellen, dass es so ist: Irgendwie hat sich der Spruch herumgesprochen:

„Aus *einer* Quelle abschreiben ist Plagiat, aus vielen Quellen abschreiben Wissenschaft“.

Wenn man ihn recht versteht, ist das ein ziemlich kluger Spruch. Aber wenn man ihn grob falsch versteht, kann man ihn verstehen, als erlaube er als wissenschaftliche Praxis, was in der Schule verboten war. Das ist nicht der Fall. Abschreiben ist an der Uni noch viel verbotener als in der Schule. Jetzt, wo Sie das gehört haben, können Sie da auch nicht mehr arglos sein. kennen. Denn nach dieser Vergatterung kennen sie ja unser Problem.

2.2. Wissenschaftliches Arbeiten

Schnell waren wir uns einig, dass Plagiat nur eine besonders extreme Form von Ahnungslosigkeit ist, was die Techniken des wissenschaftlichen Arbeitens angeht. Mit Fußnoten, Literaturverzeichnissen und strukturierten Gedankengängen steht es in den meisten Hausarbeiten auch nicht zum besten. Am Anfang kann es das auch gar nicht. Das wissenschaftliche Arbeiten muss man nach und nach und durch Übung lernen. Da ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Schreiben Sie nicht möglichst wenige Hausarbeiten, sondern möglichst viele. Jede ist eine Chance. Sie werden heute keine wissenschaftlichen Arbeitstechniken erlernen. Das geht nicht in 90 Minuten, und das geht nicht durch Zuhören.

Sie werden deshalb in den Tutorien üben, wie man eine wissenschaftliche Bibliothek benutzt, wie man zitiert, also Fußnoten erstellt, Literaturangaben macht. Sie werden lernen, dass man bei einem Buch normalerweise den Autor, den Titel des Texts, den Verlagsort, oft den Verlag, die Auflage, das Erscheinungsjahr angibt. Sie werden lernen, dass man bei Artikeln nach Autor und Titel den Namen der Fachzeitschrift, die Nummer des Bands und die Seitenzahlen des Artikels angibt. Sie werden lernen, dass man bei Aufsatzsammlungen den oder die Herausgeber mit angibt. Sie werden lernen, dass man bei bestimmten klassischen Texten gerade *nicht* die Seitenzahlen der Ausgabe angibt, die man in der Hand hält, sondern oft die Seitenzahlen einer Standard-Ausgabe.⁶ Sie werden lernen, dass man bei fremdsprachigen Texten immer den Übersetzer mit anführt. Sie werden lernen, wo man in

⁶ Die wichtigsten Fälle: Bei Platon benutzt man die Seiten und Abschnitte der Stephanus-Ausgabe aus dem 16. Jahrhundert. Bei Aristoteles zitiert man nach Seite, Spalte und Zeile der Werkausgabe von Bekker, Berlin 1831. Bei Kant benutzt man für die „Kritik der reinen Vernunft“ die Seitenzahlen der Original-Ausgaben von 1781 (A) und 1787 (B), für alle anderen Werke Bandangabe und Seitenzahl der „Akademie“-Ausgabe (AA) der preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1902ff. In allen guten Ausgaben sind diese Standard-Seitenzahlen am Rand angemerkt.

einer Literaturangabe Punkte und wo man Kommas setzt, wobei ich Sie gleich beruhigen kann: In der Philosophie haben Sie da größere Freiheit als z.B. in Geschichte – Hauptsache, Sie sind konsequent. Sie werden lernen, wie man Titel abkürzt und dass es bei Klassikern bestimmte Standard-Abkürzungen gibt (z.B. bei Kant „KrV“ für „Kritik der reinen Vernunft“ oder „GMS“ für „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“). Sie werden lernen, dass man sehr kurz zitieren kann, wenn man bestimmte Tricks beherrscht, z.B. das Wörtchen „ebenda“, kurz: „ebd.“ Oder den Verweis „am angegebenen Ort“, kurz: „a.a.O.“. Wenn Sie sich in alledem nicht gut unterrichtet fühlen, sagen Sie es Ihren Tutoren. Wir erwarten, dass Sie die Grundzüge am Ende dieses Kurses verstanden haben. Später werden Sie auch ein Gefühl für kleine Zauberfloskeln bekommen wie „Vergleiche sinngemäß“, „dagegen irrtümlich“, „ähnlich, aber mit anderer Begründung“ usw.

Wenn das alles Zeit braucht und Sie das lernen werden - warum erzähle ich Ihnen dann heute überhaupt etwas über das wissenschaftliche Arbeiten? Ganz einfach: Man lernt etwas viel besser, wenn man weiß, *warum* man es macht. Dazu habe ich noch nichts gesagt. Aber darum soll es den Rest der Sitzung heute gehen. Warum gibt es in wissenschaftlichen Texten überhaupt Fußnoten? Warum haben die hinten ein Literaturverzeichnis? Warum gibt es diese Regeln fürs Zitieren? Warum haben wissenschaftliche Texte so viele Zwischen-Überschriften und so ein verschachteltes Inhaltsverzeichnis? Soll man sagen: weil das eben zur Wissenschaft gehört? Dann wird man natürlich weiterfragen: Und warum gehört das zur Wissenschaft? Aber das zeigt auch: Wenn man nach einer Antwort auf diese harmlosen Fragen sucht, so erfährt man etwas darüber, was Wissenschaft ist. Wissenschaft ist nicht ein Haufen Ergebnisse, den es zu lernen gilt, sondern eine Aktivität, die immer weitergeht und an der es teilzunehmen gilt: Wissenschaft *ist* wissenschaftliches Arbeiten. Das ist nichts Geheimnisvolles, sondern eigentlich nur eine etwas strengere, raffiniertere Form eines alltäglichen Spiels. Es heißt „Begründen“, und man spielt es mit jedem Kind, das „Warum ist das so?“ fragt. Wissenschaft ist eigentlich nichts anderes als verfeinerter common sense. Damit kann ich zum zweiten Abschnitt kommen.

3. Der Gerichtshof der Vernunft

3.1. Die Metapher des Gerichtshofs

Ich möchte, wie angekündigt, versuchen, die Aktivität des wissenschaftlichen Arbeitens mit Hilfe eines Schlagworts aus dem 18. Jahrhundert zu erläutern. Es findet sich beim bedeutendsten deutschsprachigen Philosophen des 18. Jahrhunderts, Immanuel Kant, und zwar z.B. in folgenden Formulierungen:

...die Entscheidung der Frage [...wird] an den Gerichtshof der reinen Vernunft [gezogen].⁷

[Die...] Vernunft [... stellt] den obersten Gerichtshof über alle Streitigkeiten vor...⁸

[Die Vernunft ist der] oberste Gerichtshof aller Rechte und Ansprüche unserer Spekulation.⁹

⁷ GMS, AA IV, 443.

⁸ KrV B 768.

⁹ KrV B 697.

Sie sehen: Jede Umstellung, Auslassung oder Ergänzung innerhalb eines Zitats muss deutlich erkennbar sein. Es kommt mir – ausnahmsweise – gar nicht darauf an, zu interpretieren, was Kant an den zitierten Stellen selbst gemeint hat. Tatsächlich benutzt er den Ausdruck „Gerichtshof der Vernunft“ hier in einem ziemlich speziellen Zusammenhang. Das sieht man an der Fachvokabel „*reine Vernunft*“. Mir kommt es jetzt nur darauf an, der schönen Metapher nachzugehen, die wir hier finden. Sie ist für Kants Wirkungszeit, das Zeitalter der Aufklärung, typisch. Aber sie weist weit darüber hinaus: In der Zeit der Aufklärung wird nur besonders klar formuliert, was Wissenschaft schon immer ist.

Wissenschaftliche Aktivität, so *will* ich die Textschnipsel einmal aufgreifen, wird hier als eine Gerichtsverhandlung präsentiert, freilich eine von ganz besonderer Art. Das ist ein ziemlich aufschlussreiches Bild. Sehen wir uns einmal an, was für Elemente an einem Prozess hier interessant sein könnten. Und denken wir nicht an einen Strafprozess, sondern an den viel typischeren Fall: einen Zivilprozess.

3.2. aus der Sicht einer Prozesspartei

3.2.1 Der Streitfall

Zuallererst: Es gibt einen Streitfall. Man ist sich nicht einig. Sonst ginge man nicht vor Gericht, um zu klären, wer Recht hat. Es gibt eine klare Frage zu beantworten, z.B.: Muss Herr A Frau B 25.000 Euro für eine Lackretusche an ihrem roten Porsche zahlen oder nicht (ein rein hypothetischer Fall)? Es kann sein, dass man dafür viele komplizierte Details klären muss. Aber sie stehen immer im Dienst der Beantwortung der Hauptfrage. Was dafür unwichtig ist, gehört nicht vor Gericht und nicht in die Akten. Das ist in der Wissenschaft eigentlich genau so (wo nicht, da ist sie nicht so, wie sie sein soll). Es geht immer um eine Frage. Und es geht immer um eine Frage, deren Antwort umstritten ist oder zumindest umstritten sein könnte. Wissenschaftler streiten sich ständig. Ja, sie streiten sich so gerne, dass sie sich noch mit hypothetischen, selbst erfundenen Gegnern auseinandersetzen.

Ist das übertrieben gesagt? Ist wirklich jeder wissenschaftliche Text Beschäftigung mit einer Streitfrage? Vielleicht ist das etwas übertrieben, aber nicht sehr. Jeder *eigentlich* wissenschaftliche Text vertritt eine These und versucht, sie zu begründen. Wäre die These völlig selbstverständlich und überhaupt nicht begründungsbedürftig, so könnte man sich die Mühe sparen. Kann das sein? In diesem Sinn sind ja ausgerechnet Lexikon- und Handbuchartikel, Einleitungen zu klassischen Texten, Einführungen und Lehrbücher gar nicht eigentlich wissenschaftliche Texte! Stimmt. Sie sind nur *Hilfsmittel* für die eigentliche wissenschaftliche Arbeit.

Eine Streitfrage oder eine These in der philosophischen Forschung kann historisch oder systematisch sein. Eine historische Frage hat die Form: Hat Autor XY vertreten, dass...? oder Wie begründet Autor XY seine These, dass...? Eine systematische Frage hat die Form: Stimmt es, dass...? oder: Wie kann man begründen, dass...? Es gibt auch systematische Fragen in historischer Verkleidung: Hat Autor XY Recht damit, zu behaupten, dass...? oder: Taugt die Begründung des Autors XY für die These, dass...? Anders als in den meisten Geisteswissenschaften sind die *eigentlichen* Fragen in der Philosophie immer systematische Fragen. Texte, die historische Fragen gediegen beantworten, machen viel Arbeit und sind

wertvoll. Aber wieder gilt: Sie sind immer nur wertvoll als Hilfsmittel zur Beantwortung systematischer Fragen. „Stimmt das?“ Darum geht es in der Philosophie.

3.2.2 Keine Gewalt

Zweiter Punkt: Keine Gewalt. Stellen wir uns eine Gerichtsverhandlung vor, wie sie *nicht* sein sollte: Der Richter hört Herrn A aufmerksam zu; sowie Frau B das Wort ergreift, herrscht er sie an, was sie zu sagen habe sei irrelevant, er wolle jetzt endlich zum Mittagessen. In der Urteilsbegründung geht er auf alles ein, was in der Verhandlung gesagt wurde – nur hat er mit seiner Macht als Leiter der Verhandlung verhindert, dass Frau B überhaupt reden durfte. Oder stellen wir uns vor, Herrn As Freund Herr C hätte eigentlich eine interessante Zeugenaussage zu machen. Aber Frau B schickt fünf ihrer rundum tätowierten und in sämtlichen asiatischen Kampfsportarten ausgebildeten Freundinnen zu Herrn C, und die überzeugen ihn, nicht zum Gericht zu gehen. Warum würden wir sagen, dass hier etwas nicht so gelaufen ist, wie es sollte? Ein Beteiligter hat seine Machtposition ausgenutzt, eine Beteiligte hat Gewalt ausgeübt, um den Ausgang des Prozesses zu beeinflussen. Das darf nicht sein, sondern es ist nur das Urteil akzeptabel, das ohne Gewalteinwirkung zustande kommt.

Wie sollte man das auf die Wissenschaft übertragen? Eine Diskussion hat nur dann das Recht, eine *wissenschaftliche* Diskussion genannt zu werden, wenn niemand den Austausch von Argumenten, die etwas mit der Streitfrage zu tun haben, mit Gewalt verhindert und wenn Machtpositionen keine Rolle spielen: Jeder informierte und höfliche Diskussionsteilnehmer hat das gleiche Recht, ernst genommen zu werden. Jedes möglicherweise relevante Argument sollte auf den Tisch. Gewalt kann sehr indirekt sein, und die Sache ist in Wirklichkeit gar nicht so einfach: Ein Sitzungsleiter kann mit Blick auf die Uhr kaum je dem Ideal der Gewaltfreiheit völlig gerecht werden. Aber danach streben sollte er schon.

Seit einigen Jahrzehnten ist das etwas pompöse Stichwort zum gerade Gesagten „herrschaftsfreier Diskurs“. *Das* soll Wissenschaft sein. Sie können sich dazu den Namen Jürgen Habermas merken.¹⁰ Die Idee ist mindestens 2400 Jahre alt. Als Teilnehmer am Grundkurs Antike werden Sie ja alle in den nächsten Wochen einen frühen Platon-Dialog lesen. Achten Sie einmal darauf, wie wichtig es Sokrates ist, unbegrenzt Zeit zu haben, bis alles ausdiskutiert ist. Und achten Sie darauf, wie er an jedem möglicherweise strittigen Punkt das Einverständnis des Gesprächspartners einholt, um sicher zu sein: Ich habe ihn nicht überrumpelt, keine Gewalt ausgeübt, auch keine Wortgewalt.

3.2.3 Der Adressat

Dritter Punkt: Die Beiträge der Prozessparteien haben einen Adressaten. Sie sind an jemanden gerichtet. Wer ist das? Man wird sagen: der Richter. Denn den will jede Prozesspartei ja von ihrer Ansicht überzeugen. Das stimmt, aber nur in einem bestimmten Sinn: Wenn alles mit rechten Dingen zugeht, so geht es zwar darum, den Richter zu überzeugen, aber nicht darum, *diesen* speziellen Richter zu überzeugen. Er hat den Fall ja zufällig auf den Tisch bekommen.¹¹ Stellen wir uns vor: Richter R gelangt zu der Überzeugung, dass Herr A recht

¹⁰ Der Begriff wird geprägt in: Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995 (u.ö.).

¹¹ Dass das so sein muss, lässt sich u.a. mit Artikel 101 I GG begründen.

hat, weil Herr A eine grüne Krawatte trägt und R Träger von grünen Schlipsen grundsätzlich sehr sympathisch findet. Dann ist wieder etwas schief gegangen. Denn natürlich soll sich der Richter nur durch solche Punkte überzeugen lassen, von denen sich *jeder* Richter überzeugen lassen könnte – auch einer, der grüne Krawatten scheußlich findet. Es geht also gar nicht darum, *diesen speziellen* Richter zu überzeugen. Der Richter vertritt eigentlich nur die ganze Rechtsgemeinschaft. Und die gilt es zu überzeugen.

Wieder ist es in der Wissenschaft ganz ähnlich. Wissenschaft ist eine soziale Aktivität, nicht einsam, sondern gesprächig. Ein wissenschaftlicher Beitrag richtet sich an einen Empfänger, einen Rezipienten. Der ist zu überzeugen. Es hilft sehr, wenn man einen wissenschaftlichen Text schreibt, sich ständig vor Augen zu halten: Ich schreibe für einen Leser oder Hörer. Aber es ist wieder zu beachten: Bei der Anfänger-Hausarbeit ist zwar ein bestimmter Dozent der konkrete Leser. Doch es geht nicht darum, speziell *ihn* zu überzeugen. Es geht darum, der wissenschaftlichen Gemeinschaft gegenüber etwas zu begründen, die durch den konkreten Leser nur vertreten wird. Im 17. und 18. Jahrhundert hat man gesagt: Eine wissenschaftliche Arbeit richtet sich an alle Mitglieder einer „*république des lettres*“. Und das sind eigentlich alle, die Zeit zum vorurteilsfreien und vernünftigen Lesen haben. Das ist auch *ein* Grund, warum der Streitfall zunächst ausführlich zu präsentieren ist (dem Dozenten, der das Thema gestellt hat, müssen Sie das ja nicht erzählen).

Nun ist der Gedanke zugegebenermaßen etwas abstrakt, um beim Schreiben wirklich eine Hilfe zu sein. Mein Tipp ist daher: Stellen Sie sich beim Schreiben immer einen konkreten imaginären Leser vor. Dem müssen Sie eine Menge erklären. Er / sie

- ist intelligent, braucht aber in komplizierteren Fällen grundsätzlich ein *Beispiel*;
- hat, was Fremdworte und -sprachen angeht, Abiturkenntnisse;
- hat *keine* weitergehenden Fachkenntnisse in Philosophie;
- hat vom behandelten Autor keine Ahnung, nichts ist ihm / ihr selbstverständlich;
- ist absolut unnachgiebig: will eine Antwort auf die Frage durch lückenlose Argumente und hat ein überdurchschnittliches Talent, Argumentationslücken zu entdecken;
- hat keine Ahnung von Sekundärliteratur und ist daran nur interessiert, wenn ihre Erwähnung etwas begründet;
- will für jede Behauptung entweder eine Begründung oder einen Beleg ("Wieso?", "Wer sagt das? Und wo?").

3.2.4 Begründen, Präsentieren, Beweisen

Damit bin ich schon beim vierten Punkt: Begründen. Wenn jemand ein Urteil in seinem Sinne vom Gericht erreichen will, so muss er begründen, dass sein Anspruch besteht. Das setzt zweierlei voraus:

- (1) Er muss eine nachvollziehbare Präsentation seiner *Ansicht* vom Geschehen liefern;
 - (2) Er muss für jede einzelne Behauptung, *dass* dies oder das geschehen sei, *Beweis anbieten*.
- So sieht eine Klagschrift zum Gericht tatsächlich aus: Die Erzählung wird immer wieder unterbrochen von Einschüben wie „Beweis: Aussage von Zeuge C, wohnhaft in Rostock, Patriotischer Weg 17a“. Die ladefähige Anschrift ist ganz wichtig. Sonst weiß der Richter ja gar nicht, wie er an den Zeugen herankommt, und ohne Aussage kein Beweis.

In der Wissenschaft ist es wieder ganz ähnlich. Und damit sind wir bei den Fußnoten. Eine Fußnote im Zusammenhang mit dem Literaturverzeichnis, auf das sie verweist, ist ein Beweisangebot dafür, dass jemand dieses oder jenes geäußert hat. Dieses Angebot muss einlösbar sein. Die Stellenangabe in der Fußnote spielt genau die Rolle, die die Adresse des Zeugen in der Klagschrift spielt. Schauen wir uns ein Beispiel an:

- ...6. Moritz Schlick Vorlesungen zum Thema Erkenntnis
Titel unbekannt, Herausgeber u. A. Wendel
- 7. Sabine Pauen, Beitrag zur Entwicklungspsychologie bei Säuglingen
Wissenschaftliches Fachblatt
- 8. verschiedene Beiträge verschiedene Autoren wissenschaftlicher Magazine
- 9. verschiedene Bücher, Nachschlagewerke und Lexika zum Thema Erkenntnis

Dieses Literaturverzeichnis hat mir ein Kollege freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Der Verfasser der Hausarbeit, so habe ich mir sagen lassen, ist nicht mehr im ersten Semester und daher mit ziemlicher Sicherheit nicht anwesend. Er / sie hat keinen Schein bekommen. Ich kenne ihn / sie nicht. Was meinen Sie: Macht der Verfasser mit diesem Literaturverzeichnis ein Beweisangebot? Offenbar nicht. Ein Beweis wird nur dadurch angeboten durch eine genaue *Wegbeschreibung* zur zitierten Stelle: Man beschaffe sich das Buch A des Autors B. Dafür ist es wichtig, zu wissen, wann und wo es erschienen ist, am besten auch, in welchem Verlag. Evtl. ist dazu die Auflage zu nennen, denn eine Auflage könnte andere Seitenzahlen haben als eine andere. Man blättere dann die Seite X auf und wird buchstabengetreu auf die zitierte Stelle stoßen. Nur das ist ein wissenschaftliches Beweisangebot.

Allerdings ist eines ganz, ganz wichtig. Sie können mit einer Fußnote nur im Fall elementarer Sachinformationen beweisen, *dass* etwas so und so ist (z.B. wenn Sie behaupten, im Bundeshaushalt 2001 seien - ohne Berücksichtigung der Personalausgaben - 14,97 Milliarden DM an Militärausgaben geplant gewesen, und in der Fußnote auf den Bundeshaushaltsplan verweisen).¹² In allen Fragen, die im Zusammenhang mit ihrer Frage umstritten sein könnten, können sie mit einer Fußnote nur beweisen, dass jemand etwas *gesagt* hat. Sie können unmöglich damit beweisen, dass es *wahr* ist, was er gesagt hat – und wenn er dreimal Kant heißt. Zu behaupten, etwas sei wahr, weil es der berühmte Philosoph XY behauptet hat, ist ein sogenanntes Autoritäts-Argument, und das heißt in der Wissenschaft: Es ist gar kein Argument.

3.3. ...aus der Sicht des Richters

3.3.1 Pflicht zum Referat: Salomos Urteil

Bisher habe ich den versucht, Wissenschaft als Prozess vor dem Gerichtshof der Vernunft aus der Rolle einer der Prozessparteien zu erklären. Das bringt eine ganze Menge. Aber für die beiden letzten Punkte, die ich dazu anbringen möchte, bitte ich Sie, die Rolle des Richters einzunehmen. Sie werden fragen: Was bin ich denn nun bei wissenschaftlichen Arbeiten? Gleichsam Richter oder gleichsam Prozesspartei? Man kann doch nicht beides sein. Doch, es

¹² Bundeshaushaltsplan des Bundesfinanzministeriums für 2001, zugänglich unter: <http://www.bundesfinanzministerium.de/Anlage10156/Uebersichten-zum-Bundeshaushaltsplan-2001.pdf>, S.35.

kommen beim wissenschaftlichen Arbeiten Elemente beider Rollen vor. Es geht mir nicht darum, dass das Bild der Gerichtsverhandlung den Prozess des wissenschaftlichen Arbeitens perfekt abbildet.

Der Richter fällt das Urteil. Aber noch viel wichtiger: Er begründet es. Eine Urteilsbegründung eines Gerichts sieht im Prinzip nicht sehr anders aus als das, was eine der Streitparteien vorbringt: Die Geschichte muss noch einmal gerafft, aber genau erzählt werden, so wie sie nach Ansicht des Gerichts jenseits von vernünftigem Zweifel etablieren ließ. Und dabei lassen sich im Protokoll natürlich die Zeugenaussagen nachlesen. Das Urteil muss zunächst über den Fall informieren. Dass diese Pflicht zur ruhigen Zusammenfassung schon immer als Teil eines gut geführten Prozesses galt, zeigt der folgende, annähernd 3000 Jahre alte Textausschnitt. Sie kennen die Geschichte. Zwei Frauen, zwei Babys, eins stirbt, aber es ist nicht klar, welches. Man geht zum weisen König Salomo, die eine Frau trägt ausführlich und etwas wirr vor, die andere widerspricht, sie geraten sich in die Haare:

22 Das andere Weib sprach: Nicht also; mein Sohn lebt, und dein Sohn ist tot. Jene aber sprach: Nicht also; dein Sohn ist tot, und mein Sohn lebt. Und redeten also vor dem König. 23 Und der König sprach: Diese spricht: mein Sohn lebt, und dein Sohn ist tot; jene spricht: Nicht also; dein Sohn ist tot, und mein Sohn lebt. 24 Und der König sprach: Holet mir ein Schwert her!¹³

Sie kennen auch den Schluss der Geschichte. Salomo tarnt die weitere Beweisaufnahme als Urteilsspruch. Und die wahre Mutter stellt sich dadurch heraus, dass sie das Halbieren des Kindes für keine so gute Idee hält. Ein methodisches Kuriosum am Rande: Das eben zitierte Buch wird als einziges nie ins Literaturverzeichnis aufgenommen. Das erspart einem zumindest Spekulationen über den Namen des Verfassers. Aber wozu ist Vers 23 gut? Warum wiederholt König Salomo erst noch einmal alles, was die Frauen gesagt haben? Eben. Er tut so, als wenn er ein Urteil spricht. Und dazu gehört ein ordentliches Referat des Falls.

Übrigens: König Salomo sagt, dass die eine Frau sagt, dass dieses, und dass die andere Frau sagt, dass jenes geschehen sei. Er macht sich die Worte keiner der beiden Frauen zueigen. Er wahrt Distanz. Man hätte das, was Salomo sagt, auch übersetzen können mit: „Diese behauptet, ihr Sohn lebe und der Sohn der anderen Frau sei tot“ etc. Oder: „Nach Meinung der ersten Frau ist ihr Sohn am Leben und der Sohn der anderen Frau tot“. Es gibt im Deutschen spezielle Verbformen zum Distanz-Wahren zu einer Aussage durch indirekte Rede. Beim wissenschaftlichen Arbeiten merkt man: Das ist keine Schikane von pingeligen Deutschlehrern, sondern geradezu ein Segen. Und wie gut, dass es Distanz-Floskeln gibt wie „nach Meinung von...“, „laut...“, „nach der Ansicht von...“, „in den Augen von...“, „im Sinne von...“.

Es mag einmal Länder gegeben haben, in denen war es riskant, Distanz erkennen zu lassen zu dem, was zu drucken erlaubt war, und am sichereresten, das Gedruckte und mithin Erlaubte einfach zu reproduzieren. Wo viele Meinungen im Druck erscheinen ist es gerade umgekehrt: Es ist unabdingbar, zu den Meinungen, die man sich nicht zueigen macht, sprachlich Distanz halten zu können. Konkret: Verwenden Sie nie beim Meinungs-Referat Wendungen wie „XY hat erkannt, dass...“, „XY hat nachgewiesen, dass...“; damit unterschreiben Sie, dass Sie das

auch so sehen. Man kann doch schreiben: „XY meint, erkannt zu haben, dass...“, „XY argumentiert dafür, dass...“ und „XY glaubt / vertritt die Meinung, nachgewiesen zu haben, dass...“. Oder was wollen Sie machen, wenn Sie auf die folgende Passage aus der Politikvorlesung des Aristoteles eingehen sollen, wenige Seiten nach dem zeitüberdauernd klugen Anfang über den Menschen als politisches Lebewesen?:

[A]uch die Kriegskunst [ist] eine Art von Erwerbskunst (die Jagdkunst ist ein Teil von ihr), die man anwenden muss gegen die Tiere und gegen jene Menschen, die von Natur zum Dienen bestimmt sind und dies doch nicht wollen. Denn ein solcher Krieg ist von Natur gerecht.¹⁴

Da lernt man die indirekte Rede schätzen! Referieren ist anstrengend, und man muss es üben. Oft ist man eingeschüchtert davon, wie treffend in einem gedruckten Buch etwas formuliert ist. Und trotzdem müssen Sie es in eigenen Worten umschreiben, selbst wenn es dann ungeschickter klingt. Sie werden bald sehen, dass die Vorteile überwiegen:

(1) Das Umschreiben zwingt zum Nachdenken. Sie merken dann viel besser, wenn in der elegant scheinenden gedruckten Formulierung mit Worten gemogelt wird (misstrauen Sie jedem Text!);

(2) Sie können mit der eigenen Formulierung immer straffen und das zu Sagende auf *Ihre* Frage ausrichten.

Wenn Sie doch einmal eine Formulierung übernehmen, und sei es nur ein einziges nicht ganz gewöhnliches Wort, dann muss eine Fußnote dran. Ja selbst, wenn Sie nur einen fremden Gedankengang übernehmen und zusammenfassen oder auch nur Sachinformationen verarbeiten, müssen Sie das mit einer Fußnote kennzeichnen. Es gibt nicht nur direkte Zitate in Gänsefüßchen, es gibt auch das *indirekte Zitat*. Jede Fußnote macht Arbeit. Aber ganz abgesehen davon, dass ihr Weglassen beim indirekten Zitat schon Plagiat wäre – sie hat auch einen strategischen Vorteil: Die übernommene Information könnte falsch sein; wenn Sie eine Fußnote machen, ist das nicht Ihnen anzulasten. Das ist besonders am Anfang wichtig, denn um gute und schlechte Literatur zu unterscheiden, braucht es etwas Erfahrung.

3.3.2 Pflicht zum Eingehen auf Einwände: Die prima via

Für jede Urteilsbegründung vor Gericht gilt: Jeder, aber auch wirklich jeder Einwand der unterlegenen Partei muss beschieden werden. Zu jedem Einwand muss sich der Richter äußern. Auch hier ist es in der Wissenschaft ganz ähnlich: Alle relevanten Einwände gegen die am Ende vertretene Position müssen nicht nur geordnet erwähnt, sondern auch argumentativ entkräftet werden. Dabei sind die Einwände in die stärkstmögliche Form zu bringen. Man muss es der eigenen Position bewusst so schwer wie möglich machen. Bringt ein Autor einen Einwand unklar vor, so ist er *ad meliorem partem* zu interpretieren, zur besseren Seite hin. Bei mehreren Interpretationsmöglichkeiten ist die zu wählen, bei der der Autor besonders gut dasteht, und zwar gerade dann, wenn man *nicht* seiner Meinung ist. Warum macht man das? Nun, wenn man es selbst nicht so macht, kann jemand anders

¹³ 1Kön 3, 22-24, revidierte Luther-Übersetzung (1912).

¹⁴ Pol. I 3, 1256b22, Übersetzung: Olof Gigon.

kommen und feststellen, dass man ja den stärksten Einwand übersehen hat und deswegen die Entscheidung zweifelhaft ist.

Als Beispiel aus der Wissenschaft möchte ich einen Text nehmen, der auch schon fast 800 Jahre auf dem Buckel hat: eine der ersten Quaestiones (Fragen) aus der Summa Theologiae (ST) von Thomas von Aquin. Man sieht an ihm sehr schön die Parallele zur Urteilsbegründung, weil die Textform der Quaestio aus etwas ganz Ähnlichem entstanden ist. Es handelt sich dabei ursprünglich um den Schiedsspruch des Professors, die so genannte *determinatio magistri* nach einer Disputation.¹⁵ Die Disputation selbst war ein Debattier-Wettstreit zwischen Studenten über eine theoretische Streitfrage, mit zwei Parteien also, ganz wie im Zivilprozess. Sehen wir uns den Text genauer an. Es geht um die Streitfrage „Existiert Gott?“. Das war eine Frage, die man sich im 13. Jahrhundert ganz nüchtern gestellt hat und die vernünftig beantwortet werden musste. Hier ist der Beginn des Gutachtens des Dominikanermönchs Thomas:

Es scheint, dass Gott nicht ist:

1. [...] Man versteht aber dies unter dem Namen Gott, nämlich daß Er etwas unendlich Gutes ist. Wenn also Gott wäre, würde sich kein Übel finden. Es findet sich aber Übel in der Welt. Also ist Gott nicht.

2. [...] Es zeigt sich aber, daß alles was in der Welt erscheint, auch durch andere Prinzipien erfüllt werden kann, unter Annahme, daß Gott nicht sei, weil [z.B.] die Dinge, die natürliche sind, auf ein Prinzip zurückgeführt werden, das die Natur ist. [...] Es besteht also keine Notwendigkeit anzunehmen, daß Gott ist.¹⁶

Dabei bleibt es natürlich nicht. Thomas bringt danach fünf Argumente für die Existenz Gottes, die er alle für beweiskräftig hält. Am Schluss antwortet er Punkt für Punkt auf die beiden Einwände. Ob die Argumente und die Antworten auf die Einwände besonders gut sind, ist so eine Sache. Aber man kann nicht behaupten, dass sich Thomas aus der Begründungspflicht gestohlen hat.

Mein Tipp ist: Schreiben Sie auch mal zu irgendeiner kontroversen Frage eine Quaestio oder halten Sie im Tutorium einmal eine Disputation ab. Sie werden sehen: Es übt enorm. Damit möchte ich das angeblich so finstere Mittelalter verlassen, die Metapher des Gerichtshofs beiseite lassen und zum dritten Teil kommen.

4. Ein Leitfaden

4.1 Das Mendelssohn-Zitat

So nützlich es ist, sich wissenschaftliche Arbeit im Vergleich zu einer Gerichtsverhandlung zu verdeutlichen – das ergibt noch keinen sehr konkreten Leitfaden für die Arbeit. Zum Glück ist mir vor einigen Monaten ein Zitat über den Weg gelaufen, das diese Rolle spielen könnte. Darauf möchte ich zum Schluss kurz zu sprechen kommen. Ich finde jedenfalls, es ist ein großartiges Zitat, um das zu charakterisieren, was ein Wissenschaftler macht (und vergessen Sie nicht: Sie sind jetzt Wissenschaftler). Es stammt von einem der größten deutschen Stilisten des 18. Jahrhunderts, Moses Mendelssohn. Das Zitat ist ganz kurz:

¹⁵ Vgl. Peter Schulthess / Ruedi Imbach, Die Philosophie im lateinischen Mittelalter, Zürich: Artemis, 1996, S.147-153; M.D. Chenu, Das Werk des hl. Thomas von Aquin, Graz 1982.

Ich habe gelesen, verglichen, nachgedacht und Partey ergriffen.¹⁷

Übrigens geht es Mendelssohn an dieser Stelle gar nicht im engeren Sinn um Wissenschaft. Aber wie schon beim Kant-Zitat vorhin, *will* ich ihn einmal so lesen. Mal sehen, was dabei herauskommt.

4.2 Ich habe gelesen...

Das klingt zunächst enttäuschend. Sollte es hier nicht ums Philosophieren gehen, ums Selberdenken? Hieß es nicht gerade, Autoritäts-Argumente seien nichts wert? Stimmt. Aber es stimmt auch: Wissenschaft ist eine soziale Aktivität. Man beginnt mit einer Frage nicht im luftleeren Raum. Immer ist eine Debatte vorhergegangen. Jede Antwort auf eine Frage ist Positionierung, Stellungnahme, in einer Debatte. Schon Platon und Aristoteles setzen sich mit noch früheren Philosophen, den Vorsokratikern, auseinander. Sie werden feststellen: In klassischen Texten wird viel zitiert, und wo nicht direkt eine andere Position genannt wird, so wird doch praktisch immer indirekt auf eine Bezug genommen. Sie erinnern sich: Wissenschaftler streiten sich dauernd.

Lesen, auch das Lesen eines zweieinhalb tausend Jahre alten Texts, ist soziale Interaktion. Die Ägyptologen Aleida und Jan Assmann haben dafür zwei interessante Fachworte geprägt:¹⁸ Ein Buch ermöglicht eine „zerdehnte Situation der Kommunikation“ über tausende von Jahren hinweg, wenn man aktiv darauf eingeht, es entschlüsselt. Tut man das, so ist der zeitliche Abstand aufgehoben, man befindet sich im selben „Chronotop“, Zeitort, mit dem Autoren. Das klingt zunächst verrückt, aber es geht; und es ist sehr faszinierend, sich über hunderte oder gar tausende von Jahren hinweg die Frage zu stellen: Stimmt das? Diejenigen unter Ihnen, die Geschichte studieren, werden dort als erste Regel etwas ganz anderes lernen: Nie den zeitlichen Abstand vernachlässigen! Sie sehen daran: Philosophie im eigentlichen Sinn ist ein ahistorisches Fach.

Sie werden fragen: Wie bekomme ich denn heraus, was ich lesen muss? Das ist bei größeren Forschungsprojekten wirklich nicht ganz einfach. Denn da schält sich oft erst bei der Arbeit die wichtige Frage heraus. Aber am Anfang ist es leicht. Sie haben zwar für eine Hausarbeit von ca. 10 Seiten nur acht Wochen Zeit. Doch Sie bearbeiten ja eine vorgegebene Frage. Also ist klar: Sie sollen lesen, was Ihnen für die Beantwortung der Frage etwas bringt, und *nur* das. Die Biografie des behandelten Autors hat z.B. in der Hausarbeit nichts zu suchen, weil Sie nichts für die Frage „Stimmt das?“ bringt. Lesen Sie außerdem alles, was Sie lesen, im Hinblick auf die gestellte Frage. Sie wird sie leiten.

Natürlich fragen Sie jetzt zu Recht nach: Woher soll ich denn wissen, was für die Beantwortung der Frage etwas bringt? Ich schlage drei Antworten vor.

1) Fragen Sie den Dozenten, der das Thema stellt. Der kann zumindest eine gute Strategie vorschlagen, wie man es herausbekommt. Fragen Sie auch später lieber nach, als dass Sie Zeit mit einem überflüssigen Buch verbringen.

¹⁶ Thomas von Aquin, ST I 2.3, Übersetzung: Horst Seidl.

¹⁷ Moses Mendelssohn, Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater (1770), in: ders., Gesammelte Schriften (Jubiläumsausgabe), hg. v. F. Bamberger, I. Elbogen, A. Altmann, u.a., Bd.7 [1929], Nachdruck Stuttgart - Bad Cannstadt: Friedrich Frommann Verlag, 1974, S.5-18, S.10.

2) Gehen Sie in eine relevante Bibliothek und schauen Sie am relevanten Regal entlang. Hier ist dazu der Spruch eines klugen Bibliotheksbenutzers, des Juristen und Rechtsphilosophen Charles Boasson: „In einer guten Bibliothek findet man das Buch, das man gar nicht gesucht hat.“ Das ist kein Zufall, sondern es liegt daran, dass die Fachleute, die die Bücher bestellen, eine gewisse Vorauswahl treffen. So praktisch das Internet ist: Diesen Qualitäts-Check gibt es dort nicht. Als erstes müssen Sie natürlich wissen, wo die relevanten Bibliotheken sind. Die für Sie wichtigste ist im Erdgeschoss in der August-Bebel-Straße, aber auch der Lesesaal und das Freihandmagazin der Zentrale der UB ist wichtig. Außerdem gibt es eine gewisse Arbeitsteilung beim Bücherkauf. Wir haben im Erdgeschoss deshalb nur wenig Mittelalter und Antike stehen. Sie *müssen* dafür in die Bibliotheken der Theologie gehen und vor allem in die Bibliothek des Instituts für Altertumswissenschaften, hier im Hauptgebäude, 1. Stock, linker Flügel. Bestehen Sie auf einem Rundgang mit den Tutoren. Wir erwarten das. Die Bibliotheksführung ist der wichtigste Termin des ganzen Tutoriums, auch wenn er ein Extra-Termin sein sollte. Ihn nicht mitzumachen ist der erste sichere Schritt zum Studienabbruch. Das Beschaffen von Literatur ist viel Arbeit und kostet Zeit. Aber übertreiben Sie es auch nicht mit der Literaturrecherche.

3) Lesen Sie zuerst und vor allem den Primärtext oder die Primärtexte, von denen die Fragestellung ausgeht. Wenn Sie ihn im Seminar schon gelesen haben, lesen Sie ihn noch einmal. Und lesen Sie ihn dieses Mal richtig. Sekundärliteratur, Literatur *über* den Primärtext, ist am Anfang nicht so wichtig. Lesen Sie nicht um den Primärtext herum, lesen Sie den Text – auch wenn er schwerer zu lesen ist, als das, was darüber geschrieben wurde. Wenn Sie den Weg nicht selbst gehen, können Sie die Wegbeschreibung nicht einschätzen. Eine Streckenbeschreibung kann verhindern, dass man falsch abbiegt. Das ist in unübersichtlichem Gelände praktisch. Aber durchs Lesen von Streckenbeschreibungen hat noch niemand erfolgreich für einen Marathonlauf trainiert.

Wissenschaftliches Lesen ist aktives Erarbeiten, es ist nicht aufnehmendes Lesen wie das eines Romans. Wissenschaftliches Lesen muss man lernen. Ich bin immer noch nicht fertig damit. Denn ich lerne jedes Jahr, noch langsamer zu lesen. Bei schweren Aristoteles-Texten bin ich inzwischen bei ungefähr einer Seite pro Tag. So kommt man natürlich nicht durch ein Buch von mehreren hundert Seiten durch. Oft muss man auch schnell lesen, um zu sehen, welche Passagen für die gestellte Frage ein „close reading“ erfordern. Dazu braucht es, wie überhaupt in der Wissenschaft, ziemlich viel Selbstbewusstsein. Sie machen nichts falsch, wenn Sie mutig an den Text gehen und sich zu vielen Seiten sagen: „Das scheint mir für *mich* jetzt aber nicht so wichtig“. Dafür müssen Sie die paar hundert Seiten natürlich gelesen, aber nicht unbedingt bis aufs letzte Wort verstanden haben. Haben Sie Mut, mal etwas nicht zu verstehen. Wenn Sie etwas übergangen haben, was sich nachher doch als wichtig herausstellt, werden Sie es sowieso merken. Denn in den Passagen, die für Sie zentral sind, haben Sie den unbedingten Willen, jedes Wort zu verstehen. Und dafür müssen Sie vielleicht zurückblättern. Oft wird man so, von einigen Leseinseln ausgehend, das ganze Buch erobern.

Lesen Sie mit Bleistift, aber nicht *nur* das. Ich habe beim Lesen immer ein Blatt Papier *daneben* liegen. Es gibt zwei Gründe, warum mir der Bleistift zum Vollkritzeln des Buchs

¹⁸ Vgl. Jan Assmann, Religion und kulturelles Gedächtnis, München: Beck, 2000.

nicht reicht (dazu benutze ich ihn natürlich auch, neben vier bis fünf Buntstiften). Erstens: Ich kann immer nur eine Seite im Buch überblicken, egal, wie viel ich dabei unterstrichen habe; der Gedankengang macht aber nicht vorm Umblättern halt. Da ich immer wissen muss, wo der Autor gerade in seinem Argument ist, muss ich das auf einem Extrablatt festhalten, oft auf zweien, und es werden auch mal 20 draus. So etwas nennt man dann *Exzerpt*. Zweitens: Unterstreichungen sind undifferenziert. Durch Unterstreichen, kann ich nur festhalten, *dass* ich etwas für wichtig halte, aber nicht, *warum*. Ich bekomme dadurch keinen Gedankengang hin. Soviel zum Lesen.

4.3. ...verglichen,...

Zum Vergleichen habe ich eigentlich schon eine Menge gesagt. *Eine* Position ist langweilig und unergiebig. Suchen Sie nach der Gegenmeinung und vergleichen Sie die *Argumente*. Dazu müssen Sie die Autoren Punkt für Punkt aufeinander beziehen und die Argumente auseinandernehmen. Etwas zu einem Autor schreiben, feststellen, dass ein anderer zu einem anderen Ergebnis gekommen ist, und deshalb noch einen Abschnitt über diesen zweiten Autoren dranhängen – das ist überhaupt noch kein Vergleich. An diesem Punkt werden Sie tatsächlich aus vielen Quellen abschreiben, nicht nur aus einer. Sie werden mehrere Bücher vor Augen haben und manchmal wörtlich daraus abtippen. Das gehört zur Wissenschaft. Aber Sie werden dies mit Distanz tun, zwischen Gänsefüßchen, im Referat-Modus, denn Sie sind ja beim Vergleich.

4.4. ... nachgedacht,...

„Ich habe nachgedacht“. Das ist wunderschön doppeldeutig, und die beiden Bedeutungen stehen sogar in Spannung zueinander. Denn das heißt einerseits: Ich habe ruhig dem Gelesenen hinterhergedacht, den fremden Gedanken verfolgt, mir probeweise zueigen gemacht. Andererseits heißt es: Ich habe gemacht *selber* gedacht, mir meine eigenen Gedanken zum Problem gemacht.

Einem Autoren nachdenken ist gar nicht so einfach. Friedrich Nietzsche, der große Radikale am Ende des 19. Jahrhunderts, hat einmal geäußert, er wünsche sich Leser, die seine Gedanken *wiederkäuen* wie das Vieh auf der Weide.¹⁹ Das bringt mich noch einmal zum Stapel von Notizzetteln neben dem Buch, dem Exzerpt: Man ist leicht in Versuchung, darauf Stichworte mit *Pfeilen* zu verbinden. Das ist schön bequem und sieht strukturiert aus. Mein unverbindlicher Tipp: Gewöhnen Sie sich das bitte ab oder fangen Sie gar nicht erst damit an. Sie tun so, als hätten Sie durch das Malen eines Pfeils zwischen zwei Wörtern einen Gedanken gefasst. Aber haben Sie das auch? Der Test ist: Versuchen Sie, den Pfeil durch ein passendes Verb zu ersetzen. Wenn es klappt, war es ein Gedanke – aber dann hätten Sie besser das Verb hingeschrieben, weil sich kein Mensch über 20 Seiten Exzerpt hin merken kann, welcher Pfeil für welches Verb steht. Oder wollten Sie den Pfeil im Sinne einer Folgerung verwenden? Auch da: Vorsicht! Folgern kann man überhaupt nicht zwischen Stichworten, sondern nur zwischen ganzen Sätzen. Dafür gibt es sehr strenge Regeln, zu

¹⁹ Vgl. Friedrich Nietzsche, Zur Genealogie der Moral, Vorrede §8. Grundsätzlich ist für Nietzsche die Kritische Studienausgabe (KSA) von Giorgio Colli und Mazzino Montinari (München / Berlin: dtv / de Gruyter, 1988²) zu benutzen.

denen ich übernächste Woche etwas erzähle. Und man verwischt mit dem Malen von Pfeilen gar zu leicht den wichtigen Unterschied zwischen: „Aus mhmh folgt dass blabla“ und „Der Autor meint, dass aus mhmh folgt, dass blabla“. Wieso meint er das? Darf er das meinen? Das kriegen Sie mit Pfeilen nicht hin! Aber das ist erst Nach-Denken. Etwas ganz Ähnliches gilt für Aufzählungen. Natürlich wimmelt ein gutes Exzerpt von „1., 2., 3.“. Aber dahinter können nicht einzelne Stichwörter stehen. Denn Stichwörter ergeben nie und nimmer einen Gedankengang.

Fürs Nachdenken im Sinne des Selberdenkens kann ich Ihnen naturgemäß wenig Tipps geben. Das Meiste ist schon zur Sprache gekommen. Misstrauen Sie Autoritäten. Gehen Sie selbstbewusst an die Arbeit. Aber bleiben Sie auch cool und behandeln Sie die Kollegen höflich. Probieren Sie, zu einem Problem auf jeden Fall einen eigenen Punkt zu finden, den Sie noch nirgends gelesen haben oder zumindest nicht mit genügend Gewicht. Ansonsten lässt sich zum Thema nur sagen:

Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen [...d.h.: nachdem sie erwachsen sind], dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem unmündig zu sen. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, [...] so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen.²⁰

Das war wieder Kant, aber nicht deshalb habe es ich zitiert, sondern weil es – leider - so sehr stimmt. Damit bin ich beim letzten Punkt des Mendelssohn'schen Leitfadens.

4.5. ...und Partey ergriffen

In dieser Situation regt sich meist ein Arm zu einer vorsichtigen Meldung und es kommt die schüchterne Nachfrage: „Sie meinen also... Sie wollen wirklich ... in einer wissenschaftlichen Arbeit ... am Ende der Arbeit *meine* *eigene* Meinung lesen??“. Ja, verflixt nochmal, sonst sind Sie durchgefallen. Sie sollen doch die Frage beantworten, sich in einer Streitfrage entscheiden. Das ist keine Pflichtübung auf der letzten viertel Seite, sondern das Ziel der ganzen Arbeit. Sprachlich am einfachsten ist das, wenn Sie das in der „Ich“-Form tun, und das ist hiermit im Namen aller Dozenten des Fachs Philosophie ausdrücklich erlaubt.

Um es sehr deutlich zu sagen: Drücken Sie sich nicht um die Parteinahme mit dummen Floskeln wie, man müsse den Autor aus seiner Zeit heraus verstehen, und für ihn persönlich und für seine Zeit sei das durchaus logisch, was er da geschrieben habe. Es mag einmal Länder gegeben haben, da waren Autoren darzustellen als durch ihre angebliche Klassenzugehörigkeit determinierte Schreibmaschinen – und zwar auch gerade deshalb, um sie gefahrlos interessant finden zu dürfen. Aber das ist vorbei.

Auch das Partei-Ergreifen braucht freilich etwas Übung. Nicht jede Äußerung der eigenen Meinung kann dazu zählen. Oft lese ich am Ende einer Hausarbeit rührende Erlebnisberichte, ungefähr wie diesen: „Zuerst fand ich den Text sehr schwer zugänglich. Dann habe ich aber doch gesehen, dass da etwas dran ist. Inzwischen würde ich sagen, er hat mich persönlich sehr

²⁰ Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, AA VIII, 33.

weiter gebracht.“ Das freut mich, interessiert die wissenschaftliche Gemeinschaft aber nicht. Um im Gegensatz dazu anzudeuten, was Partei ergreifen eigentlich heißt, möchte ich, garantiert zum letzten Mal heute, eine Formulierung von Kant aufgreifen. Es heißt, klar zu machen: Dies ist meine Meinung; ich kann sie begründet einem anderen *ansinnen*.²¹

5. Fazit

Das ist der Standard. Er war relativ schnell zu umschreiben, man braucht aber lange, um ihn einzuüben. Deshalb fangen Sie bald damit an, im ersten oder zweiten Semester. Im siebten Semester lernen Sie es nicht mehr. Ich hoffe, es nützt Ihnen dabei etwas, wenn Sie sich am Ende eines Schreibprozesses zu fragen: Habe ich gelesen, verglichen, nachgedacht, Partei ergreifen? Ist die Antwort „ja“, dann zögern Sie nicht zu lange mit dem Abgeben.

Danke

²¹ Kant prägt diesen Ausdruck in seiner „Kritik der Urteilskraft“ (KdU) eigentlich für ästhetische Urteile.